

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 46 — Sonntag, den 10. November 1934

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der Zinnbergbau im Erzgebirge in alter und neuerer Zeit

Wir wollen diese Heimatblattausgabe in Wort und Bild einmal dem einst für unser Erzgebirge so überaus wichtigen Zinnbergbau widmen und beginnen mit dem Abdruck eines uns aus dem „Sächs. Bauern-Kalender“ in liebenswürdiger Weise zum Abdruck freigestellten Artikel aus der Feder A. Klengels in Reichen, der über das Huthaus am Reichtroster Schacht der „Bereinigt Zwittersfeld-Fundgrube“ zu Zinnwald wie folgt zu berichten weiß:

„In den heute zum größten Teil stillgelegten Grubenrevieren unseres Erzgebirges sind die **H u t h ä u s e r** die letzten auf unsere Zeit vererbten Zeugen uralter verklungener Bergmannspoesie, die in dem Augenblick ausstarb, als der Bergbau in die Industrie eingegliedert wurde und an die Stelle des Huthauses das Zechenhaus trat.

Poesieumwebt war einstmals des Bergmanns Schaffen, trotz — oder vielmehr gerade wegen der Gefahren, die ihn in seinem unterirdischen Reich auf Schritt und Tritt umgeben. Kaum eine andere Arbeit ist so von Sage und Mär umrankt, wie der Bergbau in geheimnisvoller Tiefe. Die Gnomen und Zwerge, ohne die der deutsche Märchenschatz nicht denkbar ist — Bergmannsgestalten sind es, und der gewaltige Berggeist, der frommen Bergknappen den Silberblick beschert, was ist er anders, als das Gestalt gewordene ewige Geheimnis der erzführenden Heimatberge, in denen glitzernder Erzsegen bereitliegt, der ihnen nur unter Gefahren entrispen werden kann.

Man spricht heute viel vom Adel der Arbeit. Wer verkörperte ihn besser als des Bergmanns Gestalt. Des Bergmanns Arbeit ist das Schwerste und Gefährlichste alles Schaffens. Der Bergmann selbst ist durch Jahrhunderte treu verbunden dem angestammten Bergwerk, in das schon der Ahne einfuhr. Er ist treu verbunden uralter Tracht und uraltem Brauch. Auch das

H u t h a u s hat seinen Namen von altüberlieferten Bräuchen. Die Bergleute stellten sich hier vor der Einfahrt in den Schacht unter die Hut des Herrn über Leben und Tod. Der Name ist das einzige, was von diesem Brauch auf unsere Zeit gekommen ist; denn das Zechenhaus eines neuzeitlichen industriellen Grubenbetriebes hat als Aufenthaltsraum für die Bergleute eine Knappenstube, aber keine Hut-

stube mehr. Das im Bilde wiedergegebene Zinnwalder Huthaus steht im Zinnbergbaugebiet des östlichen Erzgebirges, in dem einzigen, in unseren Tagen noch abgebauten Zinnvorkommen des europäischen Kontinents.

Die Geschichte des Zinnes ist zugleich ein gut Stück Menschheitsgeschichte. Aus Zinn und Kupfer besteht die Bronze. Man hat also das Zinn bereits in der Bronzezeit, jener der Eisenzeit vorangehenden Kulturepoche, die für Ägypten in der Zeit zwischen 2500 und 1500 und für Europa zwischen 1800 und 800 vor unserer Zeitrechnung liegt, zu gewinnen und zu verhütten verstanden. Gewinnungsstätten waren in alter Zeit heute verschollene Minen in Afrika und Indien, später die altberühmten Zinngruben von Cornwall in England und vielleicht auch schon die nicht ursprünglichen Zinnlagerstätten am Südhange des Erzgebirges bei Graupen in Böhmen, wo man das Zinn im sogenannten „Seifenbergbau“ gewann. Der Seifenzinnbergbau tritt dort ums Jahr 1200 geschichtlich zutage, ist aber bestimmt viel älter. Er hat Ähnlichkeit mit der Goldwäscherei. Das Zinn wird aus Schottern ausgewaschen, die als von Wind und Wetter zermürbtes Erzgestein in ungezählten Jahrtausenden von den erzführenden



Altes Huthaus in Zinnwald.

EL

Bergen herabgespült und infolge ihrer Schwere in Talmulden abgesetzt wurden. Diese Art der Zinngewinnung erforderte nur geringe Betriebskosten und gewährte reichste Ausbeute. Nur so sind die phantastischen Ausbeuteziffern aus der frühen geschichtlichen Zeit des Zinnbergbaues zu verstehen. Die Ausbeute aus den Seifenzinnlagern war zwar reich, aber nicht unererschöpflich. Nach knapp einem Jahrhundert des geschichtlichen Zinnbergbaus war der Reichtum erschöpft, und man war gezwungen, das Zinnerz in seiner ursprünglichen Lagerstätte aufzusuchen, es bergmännisch in Schächten und Stollen aus dem Granitmassiv des östlichen Erzgebirges zu gewinnen. Von Böhmen aus wurden die Zinnlager des sächsischen Erzgebirges aufgesucht. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurden dabei die Zinnlagerstätten von Zinnwald und wenig später die von Altenberg „fündig“.

Schon in alter Zeit verglich man das Zinn wegen seiner mattschimmernden Schönheit mit dem milden Lichte des Planeten Jupiter, und das aus der Alchemistenzeit stammende Jupiterzeichen (♃) ist heute noch das Qualitätszeichen des Altenberger Feinzinns, wie es die Kurseswertler für das Meißner Porzellan sind.

Jahrhundertlang, bis das vor reichlich 200 Jahren erfundene Porzellan allgemeine Verbreitung fand, war Zinngeschirr das Tafel- und Tischgerät des vornehmen und des bürgerlichen Haushaltes. Auf unsere Zeit vererbte Brunkst¹ die Zinngießerkunst reden von der großen Wertschätzung des edlen Zinnes. Dieses war durchaus nicht nur „das Silber des kleinen Mannes“, wie es eine überhebliche spätere Zeit nennen will. Aber nicht nur im häuslichen Gebrauch finden wir das Zinngerät, Zinn war vielmehr auch ein gesuchter Werkstoff des kirchlichen Kunstschaffens in Klöstern und in der Hand berühmter Zinngießermeister. Zinnere Innungshumpen in reichster künstlerischer Ausführung sind wohl die heute noch am zahlreichsten erhaltenen Erzeugnisse der alten Zinngießerkunst. Allen Stilperioden hat sich das Zinn in oft vollendeter Weise anzupassen gewußt, bis es nach einer Hochblüte im Barock (Zinnsärge, Barockteller und Zunftkannen) im Rokoko durch Porzellan- und Glasarbeiten verdrängt wurde, und die Zinngießerkunst in Verfall geriet. Das Biedermeier brachte es sogar fertig, den einzigartigen Schimmer des Zinnes durch Lackforbe zu verdecken. Erst allmählich hat sich dann wieder die Erkenntnis durchgerungen, daß man mit Farbe und Lack nie und nimmer die Schönheit verbessern kann, die die Natur dem Erz und dem Gestein verliehen hat. Um die Jahrhundertwende kam ein neues Aufblühen für die Zinngießerkunst. Von Altenberg ist es ausgegangen. Alte Formen sind zu neuen Ehren gekommen.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine nach und nach ins Riesenhafte sich anwachsende industrielle Verwertung des Zinnes bekannt, die Herstellung des Weißbleches, in welchen Erzeugnissen England den Weltmarkt beherrscht. Wer sich einen Begriff vom ungeheuren Bedarf an Weißblech machen will, braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß alle Konservbüchsen aus Weißblech bestehen. Die Ausbeute unserer heimatischen Zinnbergwerke, die vor der letzten Stilllegung jährlich etwa 50 Tonnen betrug, kommt natürlich für die Weißblechherstellung nicht in Betracht. Die Weltzeugung von Rohzinn beträgt heute weit über 150 000 Tonnen im Jahre, wovon die Hälfte bei der Herstellung von Weißblech verarbeitet wird. In den deutschen Entzinnungsanstalten wird heute fast das Hundertsache der letzten Altenberger Zinnförderung durch Entzinnen von

Blechabfällen und alten Konservbüchsen gewonnen. Den größten Teil des Weltbedarfs an Zinn decken heute die Malaienhalbinsel und holländisch-Indien (die Inseln Banka, Billiton und Singkop). Auch Siam und China liefern namhafte Mengen. In Amerika werden nur noch die Zinnvorkommen von Bolivien ausgebeutet. Das dort vorkommende Gang-Zinnerz ist außerordentlich hochwertig; denn es hat 10—15 Prozent Zinngehalt, während die Altenberger Zinnwitzer nur 0,3 Prozent Zinn enthalten. Die alten Zinngruben von Cornwall, die um 1870 noch eine jährliche Ausbeute von über 10 000 Tonnen zu verzeichnen hatten, sind stark im Rückgange begriffen; sie beeinflussen heute den Weltmarkt kaum noch. Neue Zinnminen sind in Afrika im Aufblühen.

Eins darf aber hierbei nicht vergessen werden: Das Altenberger Feinzinn gehört mit seiner heute fast 100prozentigen Reinheit zu den besten Zinnqualitäten der Welt. Man kann getrost sagen, es ist zu fein, um zur Weißblechherstellung verwendet zu werden. Diese Feinverhüttung stammt erst aus neuerer Zeit. Ältere Zinngeräte besitzen diesen Feingehalt nicht. Beim Erwerb von neuen Zinngeräten hat man also sehr genau zu beachten, ob der Werkstoff wirkliches Feinzinn ist, oder ob er aus alten Geräten gewonnen wurde, es sich also nur um einen Umguß handelt.

Das Zinn hat seit alter Zeit bekannte merkwürdige physikalische Eigenschaften. Sein eigenartiges kristallines Gefüge bringt es mit sich, daß beim Biegen von Zinnstangen ein eigenartiges Geräusch, das sogenannte „Zinngeschrei“, entsteht, das um so lauter ertönt, je reiner das Zinn ist. Der Schmelzpunkt des Zinnes liegt bei 332 Grad; im reinen Zustande ist es glänzend silberweiß. An der Luft bleibt es, bei der Durchschnittstemperatur unverändert. Wird es dauernd unter niedriger Temperatur gehalten, so geht es in eine andersartige Form, das „graue Zinn“, über und zerfällt infolge An-

steckung mit der „Zinnpest“, einer infektiösen mineralischen Krankheit, allmählich zu Pulver. Auch in höheren Hitzeegraden (über 200 Grad) wird es spröde und pulverig.

Bis vor etwa 10 Jahren wurden große Mengen Zinn als Stanniol ausgewalzt. Diese Zeiten sind vorüber; denn das Aluminium hat hier die Erbschaft des Zinnes angetreten. Das „Silberpapier“, das uns heute als Verpackungsmaterial für Schokolade, Käse usw. in die Hände kommt, ist kein Zinn mehr, sondern dünnes Aluminiumblech. Das Wort Stanniol ist damit hinfällig geworden; denn das Stammwort *stannum* bedeutet Zinn.

Trotzdem das Zinn sehr geschmeidig ist, lassen sich aus ihm besonders harte Legierungen (Verschmelzungen) mit Kupfer usw. herstellen. Unsere Kupfermünzen sind ein Beispiel dafür. Bronzene Geschütze und Bronzeglocken, Weißmetall und Lagermetall, sind aus Zinnlegierungen hergestellt. Reines Zinn wird zum Auskleiden von bleiernen Wasserleitungsrohren, zu Orgelpfeifen, zu Spiegelbelag und zu vielen anderen Dingen verwendet. Zinn ist aus der heutigen Industrie nicht wegzudenken.

Nach diesen ausführlichen Betrachtungen aus der Feder A. Kengels lohnt es sich aber auch Einzelheiten aus dem Zinnbergbau unserer engeren Heimat, dem westlichen Erzgebirge, kennen zu lernen. Schon frühzeitig entstanden ja auch in unserer Gegend die Seifenwerke, so z. B. in Seiffen, bei Eibenstock, Platten, Hengsterten, Abersham, Gottesgabe, bei Buchholz, bei



Schachtföfen und Gießen von Ballenzinn.



Hermannsdorf, Hirschenstand, Sauerfack, Frühbuß, Trinkseifen, Reuhammer usw. „Bei Mannes Gedenken haben die Seifen von Hengs, Erbesdorf und Geier trefflichen Ertrag gegeben, auch Reudeck, Platten, Bäringen und Schwarzwasser.“

An vielen Stellen der früher ebenen Talboden trifft man hohe Schutt-, Geröll- und Kiehhalden (Raithalden) als Anzeichen von in der Vorzeit betriebenen Seifenwerken. Auch in der Gegend von Neustädte bei Schneeberg sind frühzeitig Seifenwerke betrieben worden; sicher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vielleicht sogar früher. Der Filzteich ist zum großen Teile auf ehemaligen Seifenwerken angelegt und in der Richtung auf die Fundgrube Schwalbenschwanz sind zwischen dem Filzteiche und dieser noch jetzt die Spuren früherer Seifen zu erkennen.

Das alte Bergmannsdorf Zschorlau ist unzweifelhaft eine slavische Niederlassung. Die Bewohner seiften Zinnerze, daher im Gemeindefiegel von 1413 schon der Rechen, ganz wie im Stadtwappen von Eibenstock Schlegel, Spizhau und Rechen, die Werkzeuge des Erzseifens. Das Dorf Zschorlau heißt in den Urkunden Schorl, Schorle, gewöhnlich Zschörl. Die Ableitung von cirrata = hell-schwarzes Erz, Schörl, Turmalin (meist schwarz, oder Turmalinfels (Gemenge von Quarz und Turmalin) liegt nahe. Auch Schlema, am Schlemmbache verdankt wahrscheinlich Entstehung und Namen früheren Seifenwerken.

Ein Seifenwerk wurde gewöhnlich 100 Lachter (200 Meter) lang und 50 Lachter breit (100 Meter) angelegt. Man grub längs des Tales einen Hauptgraben mit gutem Gefälle, in welchen zahlreiche Querrinnen mündeten. Die erzhaltige Erde wurde aufgewühlt, Wasser herein gelassen, Schlamm und Sand fortgeschwemmt, die liegengelassenen Gesteinsstücke gefondert und die dunkeln (turmalin- und erzhaltigen) aufs Bochwerk gebracht. Nach etlichen Monaten wurde der Graben geräumt, das Wascherz gereinigt und geschmolzen. Die ersten Schürfer beuteten das Gebiet der Zinnwäschern meist nur oberflächlich aus; daher hat man zu Anfang dieses Jahrhunderts einige alte Wäschern mit Erfolg wieder durchgearbeitet; die alten Seifen von Graupen, Ehrenfriedersdorf und Geier sogar zu wiederholten Malen. Man gewann außer den Zinngraupen nicht selten grüne Berylle, milchblaue, halbdurchsichtige Opale, gelb-Topase und einzelne Goldkörner. Wenn der Zwickauer Chronist Thomas behauptet, in dem Seifenwerke Goldbrunnen zu Eibenstock könne (1579) ein Mann des Tages 1½ Pfund Goldkörner waschen, das Pfund zu 15 bis 18 Gulden, so schneidet er offenbar auf. Immerhin wurden aber dann und wann Goldkörner gefunden.

So wusch man am Schwarzwasser und seinen Zuflüssen über und um die Platte, Annaberger Zinntrug von 1560 (Höhe 27 cm).

Gottesgabe und Breitenbrunn in den Zinn-, Lauter- und Kühseifen von der gülden Höhe herein, noch bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts hin beim Aus- und Reinmachen Goldfließchen. Auch von Dörsch und Fleischmaul (Agricola nennt es 1555 Blesmulum, Biesmaul) bei Platten wurde behauptet, daß dort Goldfließchen zu finden seien. Biesmaul weist auf die sorbenwendische Wurzel: blesk = Glanz, Schimmer; mola = Schlamm.

Charpentier nennt noch in seiner Mineralogischen Geographie von Sachsen (S. 277) die Seifenwerke von Sauschwemme, Steinbach, Seifen, Platten, Irrgang, Förstnerhäuser, Bockau, Sofa (1682 mit sechs) als im Betriebe befindlich.

Albinus sagt von den Eibenstocker Seifen, daß „sie nicht der geringsten gewesen“ und noch in ziemlichem Schwange, und Dettel fügt dem bei „es findet sich auch Zinn unter dem Nob, welchen man seiffet.“ Schon der Name von Eibenstock (früher Iben-, Aliban- oder Hibanstock) weist auf sorbenwendischen Ursprung; denn hyd ist das Getriebe, hybem die Bewegung eines solchen, und stok der Trog, Bottich; so daß unzweifelhaft das Erzwaschen dem Orte den Namen gegeben hat.

Der Zinnstein tritt bei Eibenstock lager-, strich- und gangweise auf; die Zinnführung ist um so reicher, je mehr sie von Turmalin begleitet wird, besonders in mittel- und feinkörnigem Granat. Ueber den Betrieb des Bergbaues nach altem Herkommen gibt ein Manuskript „Alte Bergwerksgebräuche zum Eibenstock 1563“ Aufschluß; aber schon 1534 hatte Kurfürst Johann Friedrich die erste Zinnbergordnung erlassen. Die Schmelzhütte für die Zinnerze stand seit alten Zeiten auf Steinbacher Revier. Von Mitte des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts betrug die Jahresausbeute des Eibenstocker Revieres 580 Zentner Zinn; Mitte des 18. Jahrhunderts kaum 400 Zentner, und Ende des 18. Jahrhunderts war sie hier, wie bei Schwarzenberg und Johanngeorgenstadt fast vollständig erlegen. Während des 30jährigen Krieges standen alle Werke still. Im Jahre 1823 gab es auf Eibenstocker Revier noch drei freiberbauende Seifenwerke, von 600, 700 und 900 Lachter, am Steinbache. Der Zinnstein wurde in seinen Körnern gefunden, selten in dicken Stücken oder Kristallgraupen; nächstdem Topas, Apatit, Flußspath, Melachit, mitunter auch einmal Gold.

Bei Marienberg wurde seit dem 16. Jahrhundert auch Zinn gebaut; Ende des 17. Jahrhunderts etwa 500 Zentner jährlich, Mitte des 18. etwa 300 Zentner, Mitte des 19. etwa 200 Zentner. Seitdem ist der Zinnbergbau auch dort eingegangen. In der Umgebung von Platten und Gottesgab waren ebenfalls Zinnbergwerke entstanden.

Der Zinnbergbau von Ehrenfriedersdorf, welches als Silberberamerwerk fündig geworden war, bestand bis 1870.



Nooch'n Feierohmd

© Rückblick

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Wenn de Mensch'n ält'r warn, bliken se garn off frühere schiene Drlabnisse zerick. Un en settn Rückblick, dar ib'r 50 Jahr zerick liegt, well aa ick heit tu.

Schie von jehar hat ick de Kinn'r garn, zemol, wenn se gut drzung warn. Un dos is bis off dan heiling Tog esu gebliebn. Iech hoo fir jed's Kind e freindlich Wort. Doshalm (deshalb) wars fir mieh e sehr grüße Freid, als mir seinerzeit in männ klänn Heimatdorf Kühbarg von dr Schulbehörde dr weibliche Handarbeitsunn'rriicht agetrong wur.

's is mir noch wie heit, wie mich dr ehrwürdige, weißhaarige Schulkat Spieß, dar de Kühbarg'r Schul besucht hat, ins Schulhaus komme sieh, dar mich kenne-larne un de Schtundzohl un alles anere mit mir besprach'n wollt. Iech war domols 18 Jahr alt.

Dr Harr Schulkat war sehr freindlich un zum Schluß wünschet 'r mir viel Freid am Unn'rriicht un an meiner Klasse. Iech hat 25 Madle in dr Klasse. Nooch'n Ferien sollt dr Unn'rriicht beginne. Iech freiet mieh sehr drauf, mit dan Kinn'rn ze hantiern.

Von dr erschn Stund aa bis alle die Jahr durch warn mir die Madle freindlich zugetaa. Dr Unn'rriicht war allemohl off zwä Schtundn festgelegt. Nooch dr erschn Schtund gobs e kurze Pause, wu ick se unn'r dan huuch'n Fichtn, die an dr racht'n Dorfsseit nau zu schtanden, ewink tummeln sieh odr e Lied singe un noochert gings mit nei'r Lust an de Arbett.

Die Madle warn alle flehig; denn jeds wollt bis zun Schulegame de agefangenen Arbett'n fartig bränge. Un wie freuetn sich die Kinn'r, wenn ihre off en gruß'n Tisch ausgelegten Arbett'n gelobt warn wurn.

Zun Schulfest bat mieh dr Lehrer, 's Schpieln bei dan Mad'klaffen ze ibr-namme. Die Kinn'r freietn sich sehr, wenn dr Zuschauerkreis imm'r größ'r wur.

Mr freiet sich selber miet, wie e Kind, wenn die manchra Schpiel aufgeführt wurn: „Böglein singt im Walde, singt so hell und rein“ — „Rupfe, rupfe Räschen, es sitzen hier drei Häschen“ — „Mäuschen, Mäuschen komm heraus“ — „De blinde Kuh“ un wie se alle hiehn.

Nooch'n Schulfest wurn Weihnachtsgeschent agefange un wenn de Schulschtunde nett dozu ausreichtn, lieh ick de Kinn'r manchmol zu mir ins Haus komme, damit die Geschent fartig wurn.

Do ick fast alln ze Ustern gute Zensurn hat schreibn könne, do hatten sich die Madle en Plan gemacht, wuvu ick ka Ahning hat. Re Tog firn heiling Ohmd lame schie welche zu mir un die annern zum heiling Ohmd un hatten weißhordeckte Handkörb, gruß un klaa, an Arm hänge un mit „en schinn Gruß von ihrer Mutter oder von ihrn Eltern“ wurn all'rhand Weihnachts-geschent ausgepackt. Do schtanden in kurz'r Zeit Báb'n, Wei-

slaschn, Gebrauchsgegenständ, wie gute Tassen, Vasen, Körble mit Kaffeelöffeln un esu fort, off men Tiesch.

Wie glänzten die Mägn (Mugen) bei dan Madle, als ick mieh bei jeder mit dr Hand bedanket un freundliche Dankesworte ihrn Eltern mietfogn sieh! —

Zum Schluß muß ick noch von en gutgelungenen Schpaziergang nooch dr Morngsonn (oberhalb von Curersdorf) drzehln: Dr Sunntig nochmittig war drzu beschtimmt wurn. 's war in dr herrlichstn Somm'r'schzeit; alle Blume schtandn noch off'n Fald un de Sonn lachet vom Himmel. Iech hat zu dann Madle ge-

sacht, se möchtn sich von ihrer Mutter e paar Bemme eipackn un 5 Pfeng zu en Schnitt Bier gab'n lossn. (Esu billig kriegt m'r ige freilich en Schnitt Bier nett.)

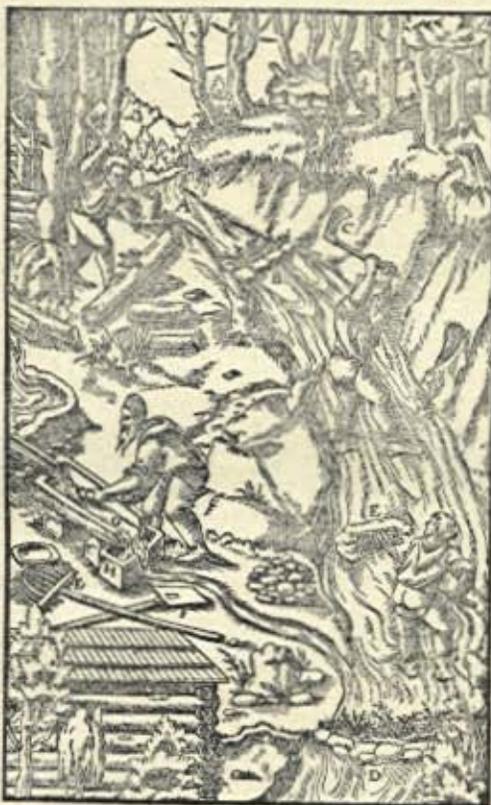
Mit gruß'r Freid wur von Kühbarg lusmarschieret. Nooch ahn'r Schtund lame mir bei best'r Laune in dr Morngsonn aa. Dr Birt war esu freindlich, uns ubn off'n Saal schpiel'n ze lossn. War dos e Schpaz fir die Kinn'r; Gesang, Schpiel un Tanz wachseln mit enanner un 's dauret nett lang, do kam e Gast nooch'n anern aus dr Gaststüb rauf, um aufzepass'n un sich miet zu freie. Als obr arsch die 25 Schnitt Bier gebracht wurn, do ging e richtig's Fastgelag lus. Ihre Bemme siehn se sich gut drzu schmeckn.

Nooch 2 Schtunden wur wieder aufgebrosch'n. Nu saht ick zu dan Kinn'rn, se könntn mir e paar Faldschträuß pflückn.

Dos war arsch e Lust fir die Madle; wie de Biene zugn se ibr die Blume har. Un 's dauret net lang, schtandn se wieder off dr Schtroß mit — 25 Faldschträuß. Un wos fir Schträuß! Die kunntn se bal' nett mit dr Hand imschpanne. Die kunntn se doch nett e Schtund lang trong; do wärn ne doch de Hand eigeschlofn. Do lieh ick mir racht lange Schmellngrä'r bränge un nu machet ick allemol aus 5 Schträuß en gruß'n un wicklet e paar sette Schmellngrä'r drimm. Die 5 gruß'n Schträuß

mußt'n nu 5 Madle 10 Schtroßnbaam weit trong, noochert lame 5 annere dra un esu hom mrsch gemacht, bis mr wieder drhamm warn, voll un ganz befriedigt vun dan schinn Schpaziergang.

Ige kenntn se mir geleich e Vermöng (Vermögen) harleng, wenn ick sellt en Schpaziergang von Kühbarg bis zr Morngsonn' machn, ick müßt dos Vermöng lieng lossn. Ja, ja, 's war emol! E schiene Drinnering is obr aa wos wart. —



Zinnseisenwerk. (Zu un. Artikel auf d. 1. Seite.)
Der Bach A. Der Graben B. Die Breithaus C.
Die Rasen D. Die Seifengabel E. Die eiserne
Schaufel F. Der Trog G. Ein anderer dar-
untergestellter Trog H.

De Ganteichschlacht oan de Kunnerschdörfr

Von Walter Schimm, Chemnitz.

„Magel! Komm', hul emol e Brot aus dr Rassenmühl'“, ruffet de Heischneider-Olga zon Fenster raus ze ihrn Gung, dar mit sen Kameraden „Schtando“ spieln tat. Is dauret erst e Weile, eh' dr Mag sich bequamei, 's Brot ze huln; obr do ne sei Mutter noch en Pfeng fir en Kakaoschtä ins Galdbärschel neigetae hatt, saget 'r noocherts söder un vrsorget sen Aufstrog.

Wie dr Nag aus dr Ragenmühl' rauskimmt, nimmt 'r sei Brot un segets offn Kopp un balanstert nooch Buchholz zu. Wie 'r e Schtück an dr Eisebah'brück vorbei war, komme aus dr Schtadt zwä Cunnerschdörfer Gunge un beobacht'n ne Nag bei seiner Künstlerei. Wie se vorbei warn, drehet sich äner drvu üm, gibt dan Brot en Rattich, dos runnersfliegt un off dr Schtrooß kollert; ganz ordattert faust dr Nag sen Brot nooch, währ'nd de Missetäter schleinig't nooch Cunnerschdorf ausreißn.

„Eich drwisch iech schie wieder!“ bläket dr Nag wutig hinnerhar, hub sei Brot aus'n Schmand auf. Im Langer-Rösl-Heisl hot dr Balanstierkünstler unnern Wasserhah ne Draht von Brot runnergeshpült un dos rampenierete Brot ehämgebracht. De Olga war net gerode erbaut übr dos nasse Brot, dos noch drzu aussoog, als hätt'n an dr Rind de Meis draxingefraßn. 's Nagel drzöhlet sig ne Hargang un rettet siech su übr de Draht von seiner Mutter wag.

Dr Heischneider-Nag, dar bei dr Karlsbader-Stroß-Soldaten-Kompanie Fahnetrager machet, drzöhlet ohmds ben Appell ne Hauptmann die Flagigkät dr Cunnerschdörfer Gunge. „Do war mir net viel Faderlafens machen, mit die Brüder“, mähet dr Wolf-Robert, „erklären mir ne abn ne Krieg un hae ne mol de Busch richtig voll!“

Am annern Log in dr Schul, wie de Freiwärtelschund ra war, wurn de Klassbrüder von dan ausgebrochenen Feindseligkäten mit de Cunnerschdörfer in Kenntnis geseht, un de Begeist'ring für de kommende Feilerei kenne't läne Grenzn. Noch an dan Nochnittig kriegt dr Cunnerschdörfer Kommandant von en Buchholzer Ordenanz de Kriegserklärung überreicht, doß am Reformationsfast beim Sauteich de Cunnerschdörfer Streitmacht zum Kampf erwartet wür.

Do in Buchholz jeder Stadttäl sei Kompanie hatt, war'sch nutwennig, doß erst noch emol e gemeinsame Führerbesprechung abgehalt'n wur. Dr Wolf-Robert, dar de Oberleitung über de ganze Schlacht übernomme hatt, leget am Sonntag vurn Reformationsfast hinten bei dr Kapell ne Schlachtplan senn Annerführern vir.

„Kameradn“, saht dr Wolf-Robert zu dan Hardel Gunge, „dosmol müß'n mirsch ne Cunnerschdörfern richtig gahn un dodrzu gehärt E'tälung. Im Zwölfe ze mittig schtellt jede Kompanie un nocher's beginnt dr Aufmarsch, dar wie folgt is: De Reibau-Kompanie marschier't über Klärücker's wal' ubn ben Cunnerschdörfer Wag rei un vrichtet sich hinnern Sauteichschützen-Kugelfang. De Rühwäd-Kompanie machet durch'n Wald dr Zick-Zack runner un bei dr Ragenmühl' ne Barg nauf un wart im Wald, bis mir de Cunnerschdörfer in dr Teif von Sauteich reigeloct hobn, nocher's vbindn se sich mit de Reibau-Soldaten un bilden ne Kett, damit dr Feind net wieder rauska. Hinnern Kreher-Gut stiehet de Karlsbader- un Mästerstroß-Kompanie parat un de Brauhausstroß-Kompanie mit de Frohnaer, die ne Buchhölzer'n halfen woll'n, rükn vom „Rassen Hader“ aus zen Schießstand un orkriemeln siech in Gefichtlich nooch'n Marie-Sperrgusch-Türmel zu. Von dan heisel aus tu iech de Schlacht leitn un dr Schmidt-Fritz blöft ne Alarm, wenn's von allen Seiten lusgiehe soll. Etwaige Mading' soll'n durch Patrouillen ins Hauptquartier gegahn warn.“

Der Plan fand e'stimmiges Lob, un wos dr Stapp-Nag war, hatt drfabrn, doß de Cunnerschdörfer siech de Sehmer ze Hilf gehult hätt'n un drzöhlets nu dan Führern. „Is net gefahrlich“, saht dr Frohnaer Kommandant, „iech muß morgn nooch dr Wief, vielleicht könne die uns miet halfen, un wenn die komme, bränge se a de Tamericher miet, dos is nämlich e

dicke Freindschaft, weil se sich gegenseitig gegn de Schinnfalter aushalsen.“

's wur schie finster, wie de Führerbesprechung alle war.

Dare Bod' hatt'n de Gunge allerhand ze tue: Holzlabeln wurn gebaut un bein Eisen-Rödel un Kunz-Wenzl gobs läne Basenstiel mehr, weil se ze Lanzen aufgekaaft wurn warn.

Am Donnerst'ig war's Reformationsfast — un de Schlacht am Sauteich. Ze mittig sammeln sich de Soldaten off ihrn Stellplätzen un im ganzen Schtadtel war e „Kriegerisches“ Bild; alle möglichen Ueformen un Helm hatt'n de Gunge harzugefucht. Zur agefetzt'n Zeit marschier't'n de Kompanien an dr Front un sange drbei, wos de Kahl hargob: „In dr Heimat, in dr Heimat, da gibts ein Wiedersehn!“

In Stelling warn su üm Zwäe rim ugefah'r 250 bis 300 Krieger. Dr Kommandant, dr Wolf-Rob, war offn Marie-Sperrgusch-Türmel mit'n Signalisten naufgetrabelt un hielt Ausschau. Vom Feind war rundimedim nisch't ze sahe. A de Schpione, die nooch Cunnerschdorf neigefickt wurn warn, kame zerick, konnt'n aber nisch't vom Feind berichten.

„Die Angsthosn, ihe komme se viel leicht gar net“, manet dr Kommandant ze sen Signalisten, „un mir liegn hier un könne net södr!“ — „Vielleicht hobn sich de Sähm'r verloffen — un de Cunnerschdörfer lauern noch!“ wollt dr Schmidt-Signalist als Entschuldung aführn. — Do off emol — ging hintn bei dr Rühwät-Kompanie e Geblät lus un paar Minut'n drauf, gähet'n de Cunnerschdörfer un Sähm'r de Rühwät'r ne Obhang nunnt nei in de Teif von Sauteich. Dr Wolf-Robert soog de Hejgagd un sieh ne Schmidt-Fritz Alarm bloßn. Im Rusprange von alln Seitt'n de Krieger mit viel Gebrüll zum Kampfplatz. Is kam ze enr erbittirt'n Schlacht, in dars hübn un drüb'n blaue Flad un Hörnle gob, Lanzn un Sabeln ginge in Trümmer un weil nu viel Hind des Hofns Tod sei — zugn sich de Cunnerschdörfer zerick ins Gefichtlich, im von dort'n mit Drahpagn ze schmeihn, noocherts kame Stänke un ze legt richge Pielbargwaden geflochen.

De Buchhölzer „Krieger“ woll'n sich die Kampfweis' net gefallen lossn un vsuchet'n dos Gefichtlich im Sturm ze namme, als von Siegrt unturauf e Gung schrie'r: „Ihe kimmt Brstärking —!“, wie se obr de blankn Knöpp soogn, riss'n se ihr de Faldr nooch dr Barnstän'r Strooß zu aus wie Schossadr.

De Cunnerschdörfer, die de Polezeir net gemarkt, dachten, de Buchhölzer hätt'n Angst vir se gekriegt, un kame hinn'r ihre Fichtle vir un soogn, inu du Ugelick, Buchholzer Polizeier. Do viele ausreiß'n konnt'n, hobn se sich ihrn Schicksal dreidergahn.

„Ihr Sakrament!“ bläket se dr Wchaimest'r a, „Euch werden wirs begreiflich machn, einen solchen heiligen Feiertag durch euer Gebrüll so zu entehren. — Wie heißt Ihr —?“ un dodrbei zug dr Wchaimest'r un dr Reimann-Paul e Notizbüchl aus dr Gack un notieret'n auf. Dann liegn se de „Krieger“ laasn. —

War nu eigntlich de Schlacht am Sauteich gewonne hot, weß niemand, zon Stillstand gebracht hatt se off jedn Fall de Buchhölzer Polizei. —

Is Noochspiel kam odr arst in dr Schul. Am Freitagvornmittig frugn de Lehrer in de gruß'n Gungeklass'n dorch, war gestern an dr Schlacht hintn bei dr Dorette teilgenomme hätt. Do sich niemand maldn tat, muß'n de gruß'n Klass'n zwä Stund'n drinnebleibn, un dos sollt täglich wiederhult warn, bis sich de Streiklöpp maldn tätn. Do hatt'n doch paar Mutterhöhnle Angst gekriegt un hobn de Kampfhähner verrot'n, die nocher's alle zefamm am Sonntag 3 Stund'n Karzr abschraubn muß'n.



Zwölfermühle.

Die Wasserradwelle A. Das Wasserrad B. Das Kammrad C. Das Getriebe D. Seine eiserne Welle E. Der obere Mühlstein F. Der Trichter G. Das hölzerne runde Gerinne H. Der Austrag I.

(Zu unserem Artikel auf der 1. Seite.)

Schinnerhannes /

**Der Stülpner-Karl des Hunsrück
Das Leben eines Entwurzelten**

Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern

Sämtliche Bilder: Foto Vogt

(2. Fortsetzung.)

Inzwischen war aus den Kriegswirren doch so etwas, wie eine vorläufige Ordnung entstanden. Man hatte eine neue, straffere Gerichtsorganisation geschaffen und der Herr Amtmann Föllig aus Oberstein hatte den Lagabunden und Banditen den Krieg angefangt. Gendarmeriepatrouillen durchzogen ständig das Land, unterstützt durch eine Art Selbstschutz und Einwohnerwehr, sodaß Diebstähle im Großen sehr selten wurden. Schinderhannes mußte sich mit Diebstählen mittleren Umfangs schlecht und recht durchs Leben schlagen. Vor allem die „Depenzen“ der Elis zehrten sehr an seinem Gelde. So konnte es geschehen, daß ihn eine Patrouille erwißte, als er bei einem ganz gewöhnlichen Schweinediebstahl betroffen wurde. Man setzte ihn in Herrstein ins Spritzenhaus, aber, was ist ein Spritzenhaus für ein Gefängnis für einen Schinderhannes. Im Nu hatte er die Decke durchbrochen, was scherten ihn die eisernen Stäbe an den Fenstern — und war eben im Begriffe, mit einem Strohfleisch vom Dache herunterzuturnen, als man den Ausbruch gewahr wurde und ihn wieder arretierte. Mit Ketten und Eisenbändern beladen, schleppte man ihn nach Oberstein, wo ihn der Amtmann Föllig empfing. Hannes leugnete alles, was man von ihm sagte, selbst das Schwein habe er nicht stehlen wollen, sondern nur auf Kotlauf untersuchen wollen. Hohnlächelnd nahm der Amtmann die Unschuldsbeteuerungen des Hannes hin. „Wenn er die Unschuldslamentationen noch lange wiederholt, glaubt er sie wohl selbst“, so meinte der Amtmann.

Man ließ die Mutter des Schinderhannes holen. Als sie ihr Bürschchen gefesselt und an dunklem Ort erblickte, da brach all ihr Leid und Schmerz in ein fürchterliches Lamento über den ungeratenen Bengel aus: „Du bist mein Sargnagel, du trauriger Lunetgut, du bringst dei Eltere in die unnerst Höll, du verschimpferst dei ganze Sippschaft, du Sündebod, du Lotterbengel, du Mißgeburt, du gemeiner Lump; wie kannst du deine Eltere so e Schand antun?“ Und dann hieb die Frau Bücker auf ihren Hannes ein, wie sie es früher zu wenig getan hatte und es schien, als ob der Hannes ganz zerknirscht wäre. Jedenfalls sagte er alles aus, was er bisher angestellt hatte, seine Heldentaten mit besonderem Stolz hervorhebend. „Modder, was kann ich dann davor, daß man mich so verzieht hat. Die Soldate und Kamerade un der Krieg un de Franzos, sie haben mich verzieht, was kann dann in nem junge Mann, der wo so brave Eltere hat, schlechtes drinstede, wann's net vum böse Beispiel kummt, der Krieg und die Zeite un die schlechte Gesellschaft sin an allem schuld. Un dann das Blut, wo du gefoff hast vor meiner Geburt. Modder, wie froh wär ich, wenn ich wieder deheem sein könnt.“ Die Selbstbezüglichungen des Hannes und der Jammer seiner Mutter nützten aber nichts, der Amtmann nahm alle Geständnisse zu Papier und wegen ihrer Schwere brachte man den Hannes nach Saarbrücken vor die Geschworenen.

Raum hatte er den Gefängnisraum betreten, da wußte er, daß er bekannte Gesellschaft hier hatte. Der Gaunerpfiff besehrte ihn, daß einer seiner Bande über ihm in der Zelle saß. Ach ja, der rote Fink war seit einiger Zeit abgängig, der mochte wohl der Genosse über ihm sein. Mit ihren Werkzeugen, die sie

immer in kleinen Holzbüchsen an unsagbarer Stelle bei sich trugen, war bald die Verbindung hergestellt und mit vereinten Kräften hatte man nach wenigen Stunden ein Loch gegraben und war ausgerissen. Der Rote Fink hatte schon vorgearbeitet gehabt, sodaß die Sache sehr rasch ging. Ein Steckbrief am nächsten Tage machte die aufs äußerste überraschte Gegend darauf aufmerksam, daß Schinderhannes wieder umgehe. Durch den Ausbruch in Saarbrücken aber verschaffte sich der Hannes einen solchen Mythos, daß man ihn für einen Zauberer hielt, der dem Satan seine Seele verschrieben habe und dem man nichts anhaben konnte. Solches konnte dem Hannes nur recht sein. Die armen Behörden aber kamen in den Ruf der Machtlosigkeit und konnten sich nicht mehr wehren vor den Foppereien der Einwohnerschaft.

Hannes suchte frech, wie immer, sofort die Elis auf und hielt sich in der dortigen Gegend von Schnepfenbach verborgen. Als er seine Bande in den Schlupfwinkeln aufsuchte, fand er einen guten Bekannten vor, den er früher öfter um sich gehabt hatte, den schwarzen Peter oder Peter Petri aus dem Moseltal. Der hatte einen Weiser aufgemacht und hauste hier mit seiner zahlreichen Familie als Köhler. Ein hünenhafter Kerl, schwarz wie ein Neger gebrannt, mit langem Vodenhaar, das er unter dem Kinn zusammengebunden hatte, sodaß er wie ein Urwaldmensch oder auch wie ein Orang-Utan aussah.

„Na, siehst man den schwarzen Peter auch mal wieder? Was treibt dich her, Lumpazi?“

Der Peter aber, der schon viel gelitten hatte, sagte mit wildem Blick: „Ich muß den Kerl kaputt mache.“ Und er erzählte dem Schinderhannes, daß er dem Händler Seligmann die Kehle zudrücken wolle, weil er ihn vor Jahren verpeht

und verraten habe, sodaß der eifersüchtige Itlis seine erste Frau, mit der er, der Peter geschäkert habe, kurzerhand erstochen habe. Die Geschichte war unter der Bande bekannt, Schinderhannes war aber zur Zeit, als sie passierte, noch in der Lehre. Ja, der eifersüchtige Itlis Jakob war vom Seligmann gegen seine eigene Frau, die sich mit dem schwarzen Peter eingelassen hatte, aufgekehrt worden. Der Seligmann hatte die beiden erwißt und nichts eiligeres zu tun gehabt, als den rasenden Ehemann solches anzuzeigen, der darauf seine eigene Frau erstach. Ernüchtert hatte der Itlis dann geweint wie ein Kind. Alle Wut des Peter hatte sich auf den Angeber Seligmann gehäuft. Die Rache war es also, die den schwarzen Peter wieder in die Gegend trieb, nachdem er jahrelang ein ziemlich einwandfreies Leben über dem Rhein drüben geführt hatte. Vielleicht war es aber auch das Räuberblut, daß ihm im Suff immer wieder durchbrach.

IV

Auf dem einsamen Wege zur Tiergartenhütte ritten zwei Männer, begleitet von vier schwerbewaffneten Gendarmen. Sie kamen von einer Zusammenkunft der Ortsvorsteher in Raunen, die sich mit der Beseitigung des Diebs- und Räuberunwesens in der Nahegegend beschäftigt hatte. Stumm und in sich gekehrt ritten die zwei Männer dahin. Gespannt und eifrig um sich spähend folgten die Gendarmen.

Die einsame Waldschänke kam in Sicht. Der Ältere der zwei Männer schlug vor, eine kurze Rast zu halten; denn der



Müller, ein führendes Mitglied der Schinderhannesbande.

(Nach dem Aquarell im Mainzer Archiv.)

Augusttag war heiß und der Staub auf den schlechten Wegen unerträglich. Man stieg ab, band die Pferde in dem Hof an die Tränke und nahm in dem niederen Wirtslokal Platz. Die Gendarmen setzten sich an einen Tisch für sich, die zwei Ortsvorsteher aßen und tranken. In dem anschließenden Nebenzimmer hörte man ein Geräusch; als einer der Gendarmen nachschaute, fand er den Raum leer.

„Hat ja alles keinen Zweck, diese Sitzung gegen das Räuberpad. Mit Sitzung werden die Spitzbube net alle. Zugreifen mühte man mit eiserner Hand, jeden Spitzbub ohne viel Federlesens an die Wand stellen, dann wird's vielleicht besser,“ so meinte gequält der Alte.

„Nein, das ist es net, der Franzos mühte aus dem Land sein, der Fremde ist an allem schuld. An die fremde Ordnung kann man unser Volk net gewöhne. Unser Volk erkennt die Autorität vun den Franzmänner im innere net an, nur äußerlich, weil man muß, wir Ortsvorsteher werden drum angeschaut, daß mer dem Franzos den Eid geieistet han, unser Amt hat keen Widerhall mehr im Volk. So kommt es, daß die Dieb' und Räuber beim Volk mehr gelte, wie die Obrigkeit. Lieber die kleinen einheimischen Wegelagerer als die große Französische, so sagt sich der Mann aus dem Volk. Und wenn doch geraubt und gestohlt sein muß, so is es besser, wann's die eigene Leut' tun, als die Fremde. So ist die Sach', der Franzmann is an allem schuld.“ Mit einem kräftigen Jauchschlag ließ der Jüngere die Gläser tanzen, daß sie umzukippen drohten.

„Pst, Pst, net so stürmisch un Vorsicht' wer weiß, was die Gendarmen für Leut' sind. Hals un Krage un unser Poste kanns uns koste, wann herauskommt, daß wir Ortsvorsteher net loyal sind un de Franzos' ins Pfefferland wünsche. Horch', hat's da oben net gelacht?!“ — Aber es war alles ruhig.

„Dem Friede ist net zu traue, der Preuß' hat zwar das linke Rheinufer abgetretet un Friede mit de Franzose gemacht, aber das ist ein Gewaltfriede den kein Mensch zu halte braucht und niemand drüben über dem Rhein denkt im Ernst daran, daß wir nun vor alle Zeite in unserm urdeitsche Land Franzose bleibe solle. So geht's halt hin un her und die Gauner haben die schönste Dage und wann mal sei Ruh' behalte will, is es am beste, man macht mit den Spitzbube ab, und kaast se sich, damit sie's net zu stark treibe. Wie war's dann heut auf der Sitzung?!“ Wo waren dann die Kollegen von Kirn, von Kirchberg, von Tronecken, von Gemünden und von Winterburg, grad die Orte, wo die Spitzbube ihr Hauptaufenthalt han, wo waren dann die Herre?! Sie han sich alle entschuldigt, sie han Angst vor dene Spitzbube, weil die sich stärker fühle, als die ganze Franzoselöpp zusamme.“

Eifrig erwiderte der Jüngere: „Vielleicht is unter dene Spitzbube der Richtige, der mehr ist, wie en Gauner un Wegelagerer, vielleicht is dort eine Führernatur, der die Sach richtig anpackt un de Leit sammelt gegen de Franzmann, daß mer widder deitsch werden. Wahrhaftig, ich würd mitmache un würd mich net scheniere, mich so em unterzuordne, wanns gegen de Franzmann geht.“

Da lachte der Alte mächtig auf. „Hör' uff, hör' uff, du machst vielleicht noch de Schinnerhannes zum nationale Held, den Kobub vun zwanzig Jahren, der nix im Kopp hat, wie Weiber und Geld und Wohllebe, nein, Freund, aus so Holz werden keine große Führer, Leut', die sich net beherrsche könne die nur Geld un Gut im Kopf habe, mit denne kannste keine nationale Erhebung mache, die streue höchstens de Leut Sand in die Auge, hänge vor ihr Räuberei e Mäntelche, nur um so schamloser ihr lüderlich Handwerk zu treibe. Ne, Freund, von doher kommt die Freiheit net, das sagt mir mein Alter un mein Verstand. Das sind' alles ganz gewöhnliche Tagdieb, die bei dem ewige Kriegsfram im Trüben fischen.“

Vor dem Wirtshaus gab es auf einmal ein jäh aufbrechendes Geräusch, wie von galoppierenden Pferden. Alles fuhr auf in der Wirtsstube, die Gendarmen eilten auf den Hof, die Pferde

waren verschwunden; dort vorne stob eine Staubwolke auf. Der Alte aber sagte ingrimmig zum jüngeren Kollegen. „Dort is dein Freiheitsheld, so frech kann nur der Schinnerhannes sein.“

Der Jüngere blieb stumm.

Es blieb aber nichts übrig, als zu Fuß den langen Weg weiterzugehen. Rechts und links auf den Höfen und in den kleinen Ortschaften grinsten die Leute, als sie die schimpfenden Vertreter der Obrigkeit ehrsam zu Fuß dahingehen sahen.

Des Schinnerhannes Ansehen aber stieg.

Ein paar Tage darauf trafen sich Schinnerhannes und der schwarze Peter wieder in der Waldschenke zur Tiergartenhütte. Die sechs Pferde der Ortsvorsteher und der Gendarmen waren gut an den Mann gebracht, die Beutel waren voll. Sie wollten Sieg feiern. Dem Wirt hatte man nichts anhaben können, er war gerade beim Holzfällen im Walde gewesen, als die Pferde gestohlen wurden. Der schwarze Peter soff unheimliche Mengen in sich hinein. Schinnerhannes blieb mäßig. Einer wenigstens sollte den Kopf klar behalten. Der schwarze Peter lag in eine ganz wilde Stimmung. Zum Unglück zogen gerade ein paar Madenbacher Musikanten ihres Weges. Peter schrie, wie ein Berserker und kommandierte die angstschlotternde Musici in das Lokal und befahl ihnen, aufzuspielen. Angst in den Kehlen und Höfen, bliesen die armen Madenbacher gewissermaßen um ihr Leben. Der Schnaps, den Peter in reichem Maße stiftete, wollte ihnen gar nicht schmecken. Der schwarze Peter geriet in eine hemmungslose Wildheit, er riß sich das Hemd auf, steckte das Messer zwischen die Zähne und tanzte, wie im Blutrausch durch das Wirtslokal, suchte dann den Musikanten mit dem Dolche vor der Nase herum, daß sie aufschrien, knallte seine Pistolen in das niedere Lokal und schmiß Gläser und Krüge auf den Boden und den Musikanten an die Köpfe.

Eben schaute er zum Fenster heraus. Ein unartikulierter, unheimlich wilder Laut entrang sich seiner Kehle. Draußen ging der Händler Seligmann vorbei und führte eine Ruhe am Strick.

„Hab' ich den Angeber, den verfluchten Saujudd“ und er stürzte hinaus, ohne daß Schinnerhannes ihn zu halten vermochte, und messerte den armen Händler gräßlich zu Tode.

Schinnerhannes schalt mit dem Tobsüchtigen, hielt ihm vor daß er das nicht hätte machen sollen, wurde aber suchtig, als der schwarze Peter die Sachen und das Geld des ermordeten Seligmann allein für sich behalten wollte. „Halt dich an den Junsbrauch, geteilt muß werden in der Gesellschaft, wann ich auch nichts mit dem Judd sei'm Tod zu tun habe will.“

Die Werner Elies kostete Geld, daher nahm man's, wo man's herkriegten konnte.

Der schwarze Peter war natürlich aufs tiefste geschlagen, als er aus seinem Rausche aufwachte und sah, was er angestellt hatte. Er machte dem Schinnerhannes Vorwürfe, daß er ihn nicht zurückgehalten habe, heulte und war zu nichts mehr zu gebrauchen. Wenige Wochen später verhaftete man ihn und brachte ihn nach Kaiserslautern ins Gewahrsam. Aber das Gericht in Simmern verlangte den schwarzen Peter für sich und man sperrete ihn zu Simmern in den Turm. Peter war hier wie verwandelt. Schnaps gab es keinen und der Halunke konnte sich verstellen, wie ein Schauspieler. Er legte ein so zerknirshtes und braves Betragen an den Tag, daß man ihn nach und nach zu Küchenarbeiten heranzog, selbstverständlich ohne ihm seine Ketten abzunehmen. So konnte es kommen, daß, als eines Abends der wohlbekannte Pfiff des Schinnerhannes ertönte, Peter mit samt seinen Ketten durch das unvergitterte Küchenfenster am Turm sprang und dort unten von Schinnerhannes und seinen Kumpanen in Empfang genommen wurde, die ihn im Triumphzuge in die Wälder heimholten.

Aber dem schwarzen Peter war daru auf einmal der Appetit auf weitere Abenteuer vergangen. Er machte sich mit seiner Familie auf und davon und ging wieder auf das rechte Rheinufer. In einer Pariser Säueranstalt ist er später gestorben. —

(Fortsetzung folgt.)

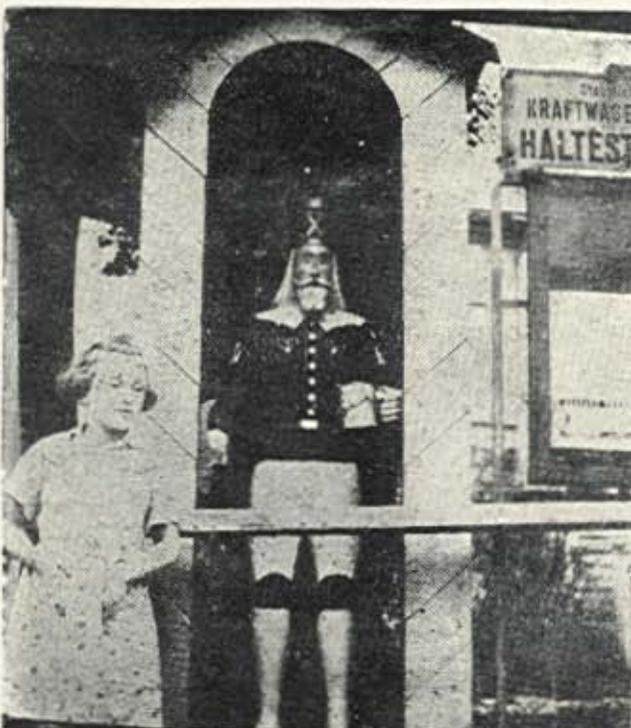
Wie die Zinnermühle am Breitenbach zu ihrem Namen kam

Sie ist schon vor Jahren den Weg alles Bergänglichen gegangen, die alte Zinnermühle am Breitenbach. Nachdem sie bereits seit Jahren ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr diente, ist sie beim Bau der neuen Zollstraße abgebrochen worden. Daß sie das älteste Haus unserer Stadt war, haben nicht viele gemerkt; warum sie, die Weigelsche Erbmühle, aber Zinnermühle genannt wurde, ist bis heute ein Rätsel geblieben. Am 20. März 1651 erhielt Dr. Matth. Weigel, Müller u. Ratsbeisitzer in Platten, als einer der ersten Edulanten die hurfürstliche Erlaubnis, „ein Wohnhaus und Mahlgang am Fastenberg bey dem Breitenbachischen u. Jugelschn Wasserfluß auf seine Unkosten zu bauen, da der Bau der Widtbahn nicht nachteilig sei, vielmehr zur stertung derer Ampts-Intraden (= Einnahmen) diene“, und dazu ein Revier von 400 Doppelschritten. Weigel mag unter den wenigen Siedlern am Fastenberg Caspar Berndt, Christoph Reichsner u. a., auch unter dem Vortrupp der Edulanten von 1652, unter den Jugler Glasmachern u. den Wittigsthaler Hammer Schmieden seine Kundschaft gehabt haben. Als aber dann Ende des Jahres 1653 „der helle Haufe“ nachkam u. die Stadt bauen durfte, wurde die Weigel-Mühle für die Verpflegung der Flüchtlinge in der Widtnis eine rechte Wohltat. Matth. Weigel starb 1669 als angesehenen Bürger u. Stadtrichter. Sein Sohn Johann übernahm die Mühle. Die neue Stadt aber wuchs u. wirkte als Anziehungspunkt für viele Glaubensflüchtlinge im Lande u. für unternehmungslustige Bergleute. Die städtische Verwaltung wurde ausgebaut, die öffentlichen Gebäude, u. a. auch die beiden Rats- oder Herrenmühlen errichtet, die nun die Bäcker und die Bevölkerung ausreichend mit Mehl belieferten. Und auf einmal war die Weigel-Mühle eine unbequeme Konkurrenz, die den Bäckern den Kundentreis schmälerte. Was hat die ehrsame Junst der Bäcker unter Berufung auf ihr Privileg, daß „binnen der Weiswegs kein Handwerkmeister noch Störner gefördert oder gelitten werde“, nicht alles unternommen gegen diesen Auhenseiter! Aber sogar die Juristenakultät der Universität Leipzig konnte nur feststellen, daß das Mühlenrecht älter war als das Stadtrecht, u. daß der Rat der Stadt keine Gewalt über die Mühle hätte, da sie unter die Jurisdiction des Amtes Schwarzenberg gehöre. Nicht einmal auf die Brotbänke brauchte Weigel sein Brot zu liefern, wo doch alle Bäcker feilbieten mußten, sondern konnte in die Häuser verkaufen u. an fremde Kunden abgeben. Was nützte es, daß sich Weigel bereit erklärte,

das Brot u. die Semmeln billiger abzugeben (das sah man damals als Verdiensteinbuße u. nicht als Preisunterbietung an)! Als Johann Weigel starb, atmeten die Bäcker auf. Sein einziger Sohn Johann hatte nach auswärts geheiratet u. übernahm die väterliche Mühle nicht. Er hatte wohl auch Verständnis für die Auffassung seiner Junstgenossen u. war überdrüssig des Streites. Von den sechs Schwiegerjöhnen war keiner Bäcker, es kam also auch keiner in Frage. Aber, was niemand erwartet hatte, geschah! Siegmund Siegel, auch ein Schwiegerjöhn Weigels, Blechzinner auf Wittigsthal, übernahm die Mühle im Erbkau. Man wollte wohl das Privileg nicht verfallen lassen. Allgemeines Kopfschütteln. Was versteht denn ein Zinner vom Mahlen u. Backen! Die Verwunderung wird zum Zorn, als der Blechzinner tatsächlich weiter Brot u. Mehl liefert. Das versteht ja gegen alle Junstordnungen u. -rechte! Da ist auch schon der Spottname da: Zinnermühle! Und er bleibt, bleibt für alle Zeiten als einzige Raube der ohnmächtigen Bäcker. Durch alle Junststufen des Erzgebirges geht die seltsame Mär: In Johannegeorgenstadt macht ein Zinner den Müller u. Bäcker! Es kamen andere Zeiten, Zeiten reichen Bergiegens, der auch den Bäckern gutes Auskommen brachte u. die Zinnermühle nicht mehr als lästige Konkurrenz erscheinen ließ. Und als nach kurzer Blüte Jahre schwerer Not kamen, hatte man sich Lingk daran gewöhnt, daß sie auch noch da war, die mit allen anderen das gleiche harte Schicksal trug. Der Name Zinnermühle lebt weiter im Volksmunde, wie auch die Mühle im Besitz der Familie Siegel bleibt. Auf Siegmund folgt 1699 sein Sohn Abraham, 1753 dessen Bruder Christoph Siegmund, ein berühmter Uhr- u. Büchsenmacher, 1769 Abrahams Sohn Erdmann Gotthilf, ein cand. jur., als Besitzer, nicht als Erdmüller. Keiner von allen fühlte die aus dem Besitz erwachsende Verpflichtung, sondern ließ die Mühle durch einen Pächter bewirtschaften. Von Erdmann Gotthilf Siegels vielen Kindern überlebt nur eine Tochter den Vater, u. nun übernahm der langjährige Pächter Schar Schmidt die Mühle, er erbt auch den Namen: der Zinnermüller. Das 19. Jahrhundert macht allen überalterten Privilegien ein Ende, aber auch den Mühlen durch den ausgebauten und verbesserten Verkehr. Eine nach der anderen wurden stillgelegt: die Haberlandmühle am Schwarzwasser, die Fink- u. die Ratzmühle, die Hammermühle in Wittigsthal, die Gerbermühle in Jugel, so auch die Zinnermühle. Nm-



gleiche harte Schicksal trug. Der Name Zinnermühle lebt weiter im Volksmunde, wie auch die Mühle im Besitz der Familie Siegel bleibt. Auf Siegmund folgt 1699 sein Sohn Abraham, 1753 dessen Bruder Christoph Siegmund, ein berühmter Uhr- u. Büchsenmacher, 1769 Abrahams Sohn Erdmann Gotthilf, ein cand. jur., als Besitzer, nicht als Erdmüller. Keiner von allen fühlte die aus dem Besitz erwachsende Verpflichtung, sondern ließ die Mühle durch einen Pächter bewirtschaften. Von Erdmann Gotthilf Siegels vielen Kindern überlebt nur eine Tochter den Vater, u. nun übernahm der langjährige Pächter Schar Schmidt die Mühle, er erbt auch den Namen: der Zinnermüller. Das 19. Jahrhundert macht allen überalterten Privilegien ein Ende, aber auch den Mühlen durch den ausgebauten und verbesserten Verkehr. Eine nach der anderen wurden stillgelegt: die Haberlandmühle am Schwarzwasser, die Fink- u. die Ratzmühle, die Hammermühle in Wittigsthal, die Gerbermühle in Jugel, so auch die Zinnermühle. Nm-



Ein Bergmann sammelt fürs WVV in Zwönitz

Zeit kurzem steht in einem Schilderhäuschen in den Anlagen des Marktplatzes ein stummer Bergmann, der für das WVV sammelt. Herr Neubert und Herr Trübsch haben ihn in mühevoller Arbeit geschnitten. Im Auftrage des Weihnachtsbergvereins Zwönitz wurde er aufgestellt. Wie in vergangenen Zeiten, als der Bergbau in unserem Erzgebirge in der Blüte stand und ein ergiebiger Bergsegen gefördert wurde, so möchte auch dieser Bergmann einen reichen Segen „fördern“, damit er recht vielen hungernden und frierenden Volksgenossen Freude bereiten kann. (Siehe nebenstehendes Bild.)

Neue Methodistenkirche in Aßfalter

Auf unserem Bilde nebenstehend rechts sehen wir das erst kürzlich geweihte Kirchlein der Methodisten-gemeinde in Aßfalter.

Photo: Edwin Schmidt, Zwickau

